

der Gesellschaft über grundlegende Werte gefährden, durch raschen Wandel in den politischen Optionen destabilisieren, und durch die sachlich unangemessene Religiosierung politischer Entscheidungen könnte die Freiheit in der Bestimmung der politischen Ziele eingeschränkt werden, ja im äußersten Fall die Bewegung selbst totalitäre Züge annehmen.⁴⁴

Die 80er Jahre, in denen sich nach Forsters Erwartung der »Abschied von der Aufklärung« noch deutlicher erkennen lassen sollte, hat er nur in ihren Anfängen erlebt. Es bleibt an uns Zeitgenossen, diese Prognose wie alle anderen Interpretationen, die Karl Forster uns zum Verständnis unserer rasch wechselnden Zeit geboten hat, auf ihre Gültigkeit zu prüfen.

Ein Zeugnis für Stepinac

Regime und Kirche in den Memoiren von Milovan Djilas

Von Otto B. Roegele

Milovan Djilas gehörte, bis er im Januar 1954 in Ungnade fiel, zu der Führungsspitze des kommunistischen Jugoslawien. Zusammen mit Eduard Kardelj und Aleksandar Ranković bildete er die kleine Gruppe der Berater, die Tito regelmäßig konsultierte, in alle Angelegenheiten von Bedeutung einweilte, mit den wichtigsten Aufträgen bedachte und nicht selten auch gegeneinander ausspielte. Nachdem Kardelj 1979 und der Geheimdienstchef Ranković im August 1983 starben, ist Djilas der letzte Überlebende aus diesem engsten Kreis der Macht.

Seinem Zeugnis kommt aber nicht nur deshalb besondere Bedeutung zu, weil er über so viele Jahre hinweg direkten Einblick in die Vorgänge und in die Motive der handelnden Personen nehmen konnte, sondern auch im Hinblick auf die Art und Weise, wie er seine Kenntnisse verarbeitet. Mit seinem 1957 im westlichen Ausland veröffentlichten Buch »Die neue Klasse« hat Djilas die erste große kritische Analyse des »real existierenden Kommunismus« in seinem Lande geliefert und dafür mit vier Jahren Gefängnis bezahlt. Er gehört zu den mit europäischer Philosophie und Geschichte vertrauten marxistischen Intellektuellen, die sich von einem bestimmten Zeitpunkt an nicht mehr imstande sahen, zu den Untaten und Schwächen des totalitären Machtapparates zu schweigen, nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß es sich dabei nicht um unvermeidliche Begleiterscheinungen einer Übergangszeit handelte, sondern um Eigenschaften des Systems, die mit dessen Lebensdauer und Konsolidierung eher zu- als abnahmen.

Der dritte Band der Memoiren¹ ist der weitaus interessanteste Teil seiner Lebenserinnerungen, da er die Jahre zwischen 1945 und 1966 behandelt, in denen Tito zum

Alleinherrscher aufstieg, der Kampf gegen die katholische Kirche im Prozeß gegen den Zagreber Erzbischof Aloysius Stepinac seinen Höhepunkt erreichte und die Loslösung Jugoslawiens aus dem Warschauer Pakt und damit aus der Hegemonie durch die Sowjetunion erfolgte. Bisher hat noch kein Mitglied einer kommunistischen Staats- und Parteiführung, das nicht den Weg ins Exil gewählt hat, sondern in seinem Heimatstaat geblieben ist, mit solcher Offenheit, auch Rücksichtslosigkeit gegenüber sich selbst, und mit solcher Detailkenntnis über die Herrschaftsmethoden geschrieben, an deren Anwendung er zunächst selbst höchst aktiv beteiligt und von denen er schließlich als Opfer betroffen war. Die deutsche Ausgabe (Übersetzung von Branko Pejaković) ist die erste, die erscheinen kann; man darf gespannt sein, wie das Regime diesmal auf die Publikation im Ausland reagiert. Der Autor wohnt, aller Ämter in Staat und Partei ledig, in Belgrad, und wenn die etwas verschlüsselten Angaben über seine Einkommensverhältnisse noch zutreffen, bezieht er eine Rente, die ihm ein leidliches Auskommen ermöglicht.

Djilas stammt – wie sein Konkurrent und Gegenspieler bei der literarischen Verarbeitung der intellektuellen und moralischen Probleme aus der Tito-Zeit, Vladimir Dedjer – aus Montenegro. Er lebt seit Jahrzehnten in Belgrad, die Probleme der »westlichen« Teilrepubliken, Kroatiens und Sloweniens, scheinen ihm eher fremd zu sein. Überhaupt unterschätzt er offensichtlich das Gewicht des Nationalitätenproblems im heutigen Jugoslawien, es spielt in seinen politischen Überlegungen nur eine relativ geringe Rolle.

Nimmt man an, daß sich darin die Auffassungen des Kreises um Tito spiegeln, findet man eine Erklärung für den sonst schwer verständlichen Wechsel zwischen Indolenz, Verdrängungstaktik und ungeschickt-brutalem Zuschlagen, der in der Behandlung der Nationalitätenfrage unter Tito zu beobachten war und aus dem sich der Stau von Konflikten und Ressentiments ergab, der nach dem Tod des Diktators zu dramatischen Ausbrüchen führte.

Milovan Djilas ist ein in der Wolle gefärbter agnostischer Kommunist, zu Christentum und Kirche hat er heute so wenig eine innere Beziehung wie früher. Er glaubt nicht an eine Weiterexistenz des Menschen nach dem Tod; und als er diese Auffassung bei seinem letzten Besuch während Titos Krankheit recht unart aussprach, bemerkte er eine deutliche Verdüsterung in der Stimmung des Diktators, als trage dieser sich mit der heimlichen Hoffnung auf den Lohn seiner Taten im Jenseits. Ob er sein Bekenntnis aus Unbedachtheit oder mit dem Vorsatz, Rache zu nehmen für erlittenes Unrecht, aussprach, bleibt dabei offen.

Überhaupt berührt es seltsam, wie sich die menschlichen Beziehungen innerhalb der Führungsgruppe entwickeln, wenn eines ihrer Mitglieder der Staats- oder Partearaison geopfert wird. Die durch die gemeinsame Ideologie, den Partisanenkrieg und die Durchsetzung der kommunistischen Alleinherrschaft verbundenen Männer kommen auch dann nicht voneinander los, wenn sie feststellen müssen, daß der andere ein Doppelspiel mit ihnen treibt, daß sie Gegner geworden sind, daß sie einander hassen und sogar verfolgen. Dabei ist nicht sicher, was sie stärker aneinanderkettet: das Bewußtsein,

in vielen Fällen Schuld auf sich geladen zu haben, oder die Erinnerung an Gefahren und Strapazen, die sie gemeinsam bestanden haben. Aus Djilas' Darlegungen geht hervor, daß der Bruch mit Stalin in ganz besonderem Maße dazu beitrug, die damalige Führungsgruppe zusammenzuschweißen. Daß es dabei auf Leben und Tod ging, daß die Risiken weit größer waren als die Chancen eines Erfolgs, daß selbst der immer optimistische Tito ernstlich damit rechnete, gegen eine sowjetische Invasionsarmee bei der Verteidigung des eigenen Territoriums zu fallen, wird in eindrucksvoller Weise geschildert.

Für den Entschluß, sich der Oberherrschaft im Kreml zu entziehen, gab es für die jugoslawischen Führer Gründe genug. Tito hat dem Moskauer Apparat nie ganz getraut, und daß er überlebte, verdankt er weniger dem Wohlwollen Stalins als seinem eigenen Instinkt für Gefahren, der ihn mehr als einmal bestimmte, Einladungen – auch sehr dringlichen – zu Konferenzen, Beratungen und Befehlsempfängen in der Sowjetunion fernzubleiben. Schon in seinen »Gesprächen mit Stalin« (1962) hat Djilas beschrieben, wie primitiv-hochmütig die sowjetischen Machthaber ihre Verbündeten zu behandeln pflegten, mit welchem Zynismus sie ihre Absichten bekundeten und wie wenig Rücksicht sie auf nationale und persönliche Empfindungen nahmen.

Tito fühlte sich von Stalin als Politiker unterschätzt, als Verbündeter beleidigt und als Kommunist nicht ernst genommen; es war ihm klar, daß Jugoslawien niemals ein souveräner Staat werden und auch nie über seine wirtschaftlichen Möglichkeiten verfügen könnte, solange es im Warschauer Pakt verbliebe. Die Sowjets mißtrauten ihrerseits dem Marschall in Belgrad, sie schickten immer wieder Spione ins Land, suchten Agenten anzuwerben, zumal in den oberen Rängen von Armee und Bürokratie (und unter den Ehefrauen jugoslawischer Spitzenfunktionäre), sie entsandten Kamera-Teams nach Jugoslawien, die unter dem Vorwand, Werbefilme für den Tourismus zu drehen, überall nach Gutdünken photographierten, wo sie interessante Objekte fanden. Sie versäumten keine Gelegenheit, ihre Geringschätzung des Partners durch brüskierende Behandlung zu demonstrieren – was besonders verletzend wirkte, weil der Umschlag zu den offiziellen Höflichkeits-, ja Freundschaftsbezeugungen sich jeweils in Sekundenschnelle zutrug, sobald Dritte hinzukamen.

Djilas spricht sich selbst eine »Erfinder«-Rolle zu, was die ideologische Untermauerung des Bruches mit Stalin betrifft. Tito war zwar alles andere als ein Doktrinär, er hielt es aber mit Rücksicht auf sein Ansehen im Weltkommunismus für notwendig, seine Abwendung von der Sowjetunion nicht als Abfall von der reinen Lehre erscheinen zu lassen. Er zeigte sich daher sehr zufrieden, als seine Berater eine Möglichkeit fanden, den jugoslawischen Weg des »Sozialismus in einem Lande« als marxistisch legitimiert, ja als den eigentlich marxistischen Weg zu erweisen. Erstmals hatten die Männer um Tito solche Überlegungen in Polen vernommen, von den dortigen Parteiführern. Als sie sich genötigt sahen, ihre Absage an Stalin durch eine neue Interpretation der kommunistischen Quellenschriften zu begründen, entwickelten sie daraus das System des »Selbstverwaltungs-Sozialismus«, das seither, unter großen Anstrengungen und Opfern, auch unter erheblichen Verlusten an Arbeitseffektivität, verwirklicht wird, nach Titos Tod nicht weniger als zuvor.

Zu den Ratschlägen, die der »große Bruder« freigiebig austeilte, ohne darum gebeten worden zu sein, gehörte auch der, das Regime in Belgrad solle der serbisch-orthodoxen Kirche eine privilegierte Stellung verschaffen und sie gegen die katholische ausspielen.

Der Sowjetbotschafter Laurentiew, »ein typischer Vertreter der starren, keinen Widerspruch duldenden und zugleich verängstigten stalinschen Diplomaten«, versuchte seinerseits, die orthodoxen Kirchenführer Jugoslawiens an die Moskauer Patriarchatskirche heranzuführen, um ihre Position zu stärken. Er scheint damit jedoch nicht viel Erfolg gehabt zu haben; Djilas kommt auf den »Rat« nicht mehr zurück.

Ausführlich berichtet er über den Fall des Zagreber Erzbischofs Stepinac, obwohl er, wie er ausdrücklich versichert, in seiner Eigenschaft als Propaganda-Verantwortlicher nicht direkt mit ihm befaßt war. Schon immer haben unabhängige Beobachter die Auffassung vertreten, der katholische Metropolit Kroatiens sei nicht aus den Gründen, die das Urteil nennt, vor Gericht gestellt worden, sondern wegen seines unerschrockenen Eintretens für die Rechte der Kirche. Erstmals erfährt die Weltöffentlichkeit nun aus dem Munde eines damals Herrschenden, daß diese Auffassung der Wahrheit entspricht und daß dies auch den Machhabern bewußt war.

Djilas behandelt den Fall Stepinac im Zusammenhang mit den Prozessen gegen den Armeeminister der königlichen Exilregierung, Draža Mihailović, und gegen den Links-Agrarier Dragoljub Jovanović; das Kapitel trägt die Überschrift »Politische Prozesse«. Über die Handhabung der Verfahrensfragen informiert die folgende Szene:

»Tito sagte, etwas verärgert, aber apodiktisch (während des Abendessens im kleinen Kreis): ›Den Dragoljub soll man festnehmen!‹ Darauf Ranković: ›Es ist schwer, bei ihm ein Verschulden zu finden.‹ Tito: ›Man soll ihm ein Verschulden schaffen, wenn er keins hat.‹«

Das Verfahren gegen Stepinac wurde im September 1946 eingeleitet, die Vorwürfe, die der Staatsanwalt erhob, betrafen die Kriegszeit und die angebliche Zusammenarbeit des Erzbischofs mit dem Regime des von den Deutschen gestützten kroatischen Diktators Ante Pavelić. Djilas ist der Meinung, der Erzbischof habe sich der Kollaboration und der »Zwangskatholisierung der Serben« schuldig gemacht. Er hat also nichts dagegen einzuwenden, daß Stepinac verhaftet und verurteilt wurde, obwohl er weiß, daß die Anklage falsch war: »Allein wegen seiner Haltung während des Krieges und seiner Kollaboration mit Ante Pavelić hätte man Stepinac wohl kaum vor Gericht gestellt, wenn er nicht seine oppositionelle Aktivität gegen die neue, kommunistische Macht fortgesetzt hätte.« Heute bewertet er den ganzen Vorgang als einen Fehler, das Ergebnis als eine schwere Niederlage des Regimes:

». . . die Strategie des Prozesses war falsch. Stepinac wurde nämlich überwiegend seine Haltung während des Krieges zur Last gelegt, der wirkliche Anlaß zu diesem Prozeß war indes seine oppositionelle Tätigkeit nach dem Krieg. Diese Wahrheit war schon dadurch nicht zu verschleiern, daß er erst fünfzehn Monate nach Kriegsende verhaftet wurde, nachdem vorher noch Tito und Bakaric Gespräche mit ihm geführt hatten. Diese Umstände konnte man nicht verbergen, und es war ganz gleichgültig, welche Haltung Stepinac im Kriege eingenommen hatte, obwohl wir genug beweiskräftige Dokumente gegen ihn hatten. Es versteht sich von selbst, daß die westliche Presse diesen Widerspruch in der ›Inszenierung‹ des Gerichtsverfahrens entdeckte. Die feste und würdige Haltung von Erzbischof Stepinac war ein weiterer Grund für den Mißerfolg des Prozesses. Er wurde zu sechzehn Jahren Gefängnis verurteilt.«

Welcher Art die wirklichen Gründe waren, läßt Djilas deutlich werden, indem er berichtet: »Wann immer das Gespräch auf Stepinac kam, wiederholte Tito mit Nachdruck seine These: ›Die Kirche kann nicht über dem Staat stehen – der Staat muß

den Vorrang haben!« Daß Tito im Falle Stepinac die treibende Kraft war, resultiert auch aus der Tatsache, daß die propagandistische Jagd auf den Erzbischof durch einen von ihm gezeichneten Artikel in »Borba« freigegeben worden war.

In dieselbe Richtung weist eine selbstanklägerische Bemerkung von Djilas: »Im Ablauf der Gerichtsverhandlungen hätten wir erkennen können, daß der Prozeß gegen Stepinac weder rechtzeitig noch solide vorbereitet war. Doch keiner brachte auch nur den geringsten Einwand vor, und so verlief alles, wie es der oberste Wille erdacht und befohlen hatte. Durch die Wahl des falschen Augenblicks und den Mangel an Überlegung blieb die Stepinac-Frage im Westen auf der Tagesordnung. Sie wurde für uns nach dem Bruch mit der Sowjetunion zu einem ernststen und unausweichlichen Problem, genauer gesagt nach dem Anlaufen der Hilfe aus dem Westen. Im Gefängnis erfuhr Stepinac eine privilegierte Behandlung. Nach einigen Jahren wurde dann ein Kompromiß gefunden, der den Westen einigermaßen beruhigte, aber auch unser Prestige und unsere praktischen Erfordernisse berücksichtigte. Damit er nicht auf seinen erzbischöflichen Stuhl zurückkehren konnte, wurde Stepinac in seinem Heimatdorf interniert, das Urteil jedoch nicht aufgehoben.«

Es ist kennzeichnend, daß Djilas in diesem Zusammenhang mit keinem Wort auf die Wirkungen des Falles Stepinac, die im Lande selbst eintraten und bis heute spürbar sind, eingeht. Derartige Phänomene liegen außerhalb seines Gesichtsfeldes. Insofern bleibt er auch als Chronist dem »inneren Kreis der Macht« verhaftet. Für das, was die Untertanen fühlen oder wünschen, ist er unempfindlich. Was für sie gut ist, wissen die Führenden am besten, auch wenn sie sich ab und zu irren mögen – auch dann wissen sie es immer noch besser als das Volk, das immer nur seiner Bequemlichkeit und seinem Bedürfnis, in Ruhe gelassen zu werden, den Vorrang einräumt.

Kurz nach Kriegsende (Djilas spricht stets von Befreiung, obwohl er am eigenen Leibe erfahren hat, wie problematisch dieser Ausdruck ist) empfing Tito eine Abordnung katholischer Geistlicher, geführt von einem Bischof, und klärte sie darüber auf, daß er mit der Haltung vieler Kleriker nicht einverstanden sei; dabei gebrauchte er die Wendung »ich als Katholik«, um seiner Mißbilligung die entsprechende Legitimation zu verleihen. Der Text der Ansprache sollte, wie alle Reden Titos, alsbald veröffentlicht werden. In den Belgrader Ministerien geriet man in helle Aufregung; auch Djilas war ratlos. Durfte er sich an einem Text des Unfehlbaren vergreifen? Tito war nicht zu erreichen. Djilas, der offizielle Hüter der Partei-Ideologie, versicherte sich schließlich der Zustimmung Kardeljs, bevor er den ominösen Passus aus der Ansprache tilgen ließ.

Kein Wort darüber, was Tito wirklich gemeint haben könnte; für Djilas stand und steht fest, daß es eine »unbedachte Äußerung« war, die Tito, »berauscht vom Sieg«, entschlüpfen ließ. Nun gibt es im letzten Fernseh-Interview, das Tito vor seinem Tode gab, eine merkwürdige Stelle, die das »ich als Katholik« anders zu interpretieren erlaubt: Er verdanke eigentlich alles, was er als Mensch und Person geworden sei, seiner Mutter, die eine tieffromme Frau gewesen sei und ihn ganz in ihrem Geiste erzogen habe. Der Interviewer war von dieser Antwort offenbar genauso irritiert wie der Propagandachef Djilas seinerzeit von »ich als Katholik«, er fragte nicht weiter, was das bedeuten sollte.

Was Djilas und Kardelj an der Episode hauptsächlich interessierte, entnimmt man der Mitteilung, sie hätten, nachdem es zum Bruch mit der Sowjetunion gekommen war, »lauthals« gelacht bei der Vorstellung, wie »ausgiebig Molotow und Stalin wohl »Titos Katholizismus« ausgeschlachtet hätten, wäre der Fauxpas nicht unterdrückt worden«.

Wahrscheinlich war es aber nicht nur die Weigerung, sich dem Allmachtsanspruch des kommunistisch-atheistischen Staates zu beugen, die Stepinac ins Gefängnis brachte. Djilas muß zwar einräumen, daß er nicht genau weiß, was Tito in seinen Gesprächen mit dem Erzbischof von Zagreb behandelt hat, er hegt jedoch die Vermutung, daß es auch um eine Trennung der jugoslawischen Katholiken von Rom ging, und er wirft Tito vor, damit den Gegner nur unnötig alarmiert zu haben:

«. . . ich weiß, daß unsere Führungsgremien sich mit der Idee der Entwicklung und Stärkung einer »nationalen katholischen Kirche« nachhaltig beschäftigten, einer vom Vatikan losgelösten Kirche also. Es war die Rede von einer bestimmten Strömung und von gewissen Geistlichen, welche angeblich dafür zu haben gewesen wären. Innerhalb offizieller Kirchenkreise gab es kaum derartige Tendenzen. Sollte Tito auch in diesem Sinne mit Stepinac gesprochen haben, so konnte das den Bischof nur warnen und verbittern. Stepinac war und blieb, wie ich glaube, stets ein ergebener Hirte des Vatikans.«

Man kann sich kaum eine bessere Rechtfertigung für den Entschluß Pius' XII., den verbannten Erzbischof zum Kardinal zu erheben, denken als dieses Zeugnis seiner Romtreue aus einem zwar nicht berufenem, aber gewiß unverdächtigen Munde.

Natürlich stellt sich beim Leser dieses dritten (und letzten) Memoiren-Bandes von Djilas die Frage ein, wie es mit dem Innenleben des Verfassers aussieht, eines Mannes, der sich über den totalitär-unmenschlichen Charakter des Systems, dem er an führender Stelle gedient hat, schon seit geraumer Zeit klar geworden ist, der dann alles in seinen Kräften Stehende getan hat, seine Landsleute und die Welt an dieser Erkenntnis teilhaben zu lassen, der dafür Jahre der Haft in Gefängnissen ohne Heizung auf sich nahm und mit jeder weiteren Veröffentlichung eine neue Verurteilung riskiert, dem also der persönliche Mut nicht abgesprochen werden kann.

Daß er sich in Schuld und Versagen verstrickt hat, spricht Djilas mehr als einmal unumwunden aus, wenn er auch an vielen Stellen Ungerechtigkeit und Grausamkeit zu rechtfertigen oder in ein milderer Licht zu setzen versucht, indem er auf die Notwendigkeit, das Land gegen innere und äußere Gefahren zu sichern, hinweist. Von Zerknirschung ist allerdings nichts zu spüren. Das eigentümliche Pathos der Selbstbemitleidung bei gleichzeitiger Selbstanklage, das manchen Bewältigern ihrer Vergangenheit hierzulande so teuer zu sein scheint, fehlt ihm völlig. Die tätige Reue, die sich der in unfreiwilligen Ruhestand versetzte Politiker auferlegt, besteht in seiner literarischen Produktion: Es geht ihm nicht nur darum, die Welt über Wahr und Falsch des Tito-Bildes aufzuklären, er will vor allem seinen Landsleuten sagen, was sie ändern müssen, um aus Jugoslawien einen Staat zu machen, in dem es sich menschenwürdig leben läßt. Daß seine Bücher nur im westlichen Ausland gedruckt werden können, stört ihn dabei wenig. Er hat, wie er in einem Gespräch mit Adelbert Reif² mitteilt, genug Beweise dafür, daß seine Werke den Weg über die Grenzen finden und von Hand zu Hand weiterverbreitet werden.

Daß man sich auf die Unterstützung des Westens nicht allzu sehr verlassen dürfe, wenn es um die Abwehr sowjetischer Expansionsgelüste geht, war schon 1948 seine Überzeugung; daher erschien ihm der Bruch mit Stalin so besonders gefahrvoll. Auch heute hat Djilas ernste Bedenken, was die Widerstandsfähigkeit der Demokratien

angeht. Er glaubt weder an den Pazifismus noch an die Möglichkeit einer Welt ohne Krieg und Revolution. Am wenigsten hält er von Sozialisten, die das Wort Revolution im Munde führen, aber vor allem ein bequemes Leben führen wollen. An die »Neue Linke«-Schickieria richtet sich seine mürrische Mahnung: »Ohne Verzicht, ohne ›Askese‹, gibt es keine revolutionäre Bewegung und auch keine Revolution, gleichgültig, was heute jemand davon halten mag.«

Als Zeitpunkt, an dem er die Wandlung vom wider besseres Wissen zustimmenden Funktionär zum kritischen Moralisten erfahren hat, gibt Djilas das Dritte Plenum des Bundes der Kommunisten im Januar 1954 an, bei dem er gezwungen wurde, seinen Rücktritt von allen Staats- und Parteiämtern einzureichen. Er hat also erst, als er selbst zum Verfolgten wurde, die »offene und endgültige Trennung« vollzogen. Er nennt den Prozeß, der zu seinem Sturz führte, eine »tragische Erfahrung«, aber auch einen »wertvollen Umbruch«, weil er dabei erkannt habe, daß »ein halbherziges, pragmatisches und sentimentales Verhältnis zur Führung und Ideologie nur zur Selbstzerstörung und zu einer nichtswürdigen Situation führt, in der die Führung mit dem ›Schuldigen‹ nach eigenem Belieben umspringen kann. Ich kam zu der Überzeugung, es müsse an der Idee selbst und an der Struktur, die sie beseelt, etwas falsch sein, wenn aufrichtige, ausgewiesene Vorkämpfer der Ideale derart leicht mit bewußter Lügenhaftigkeit vernichtet werden, nur weil sie Zweifel und keine Übereinstimmung mit totalitären und autokratischen Methoden geäußert haben . . . Damals kam mir die Parole: Es ist besser, ein rechtschaffener Mann zu sein als ein Minister. Moralische Rebellion ist der Keim einer jeden Revolte.«

Daß der belesene, gescheite Menschenbeobachter Djilas dann gelegentlich doch die Maßstäbe aus dem Auge verliert, die er am eigenen und fremden Verhalten anlegen will, zeigt die bittere Reflexion, die er dem Erlebnis mit einem (nichtkommunistischen) Arzt anfügt, der sich, als Djilas zur »Unperson« geworden war, nicht mehr bei ihm blicken ließ. Mit der Rüge, jener habe die »ärztliche Ethik den Forderungen der Behörden« angepaßt, will derselbe Djilas, der sich der Mittäterschaft an tausendfachem Mord schuldig bekennen muß, die Einhaltung berufsmoralischer Standards einklagen, an die er im Blick auf Politiker wohl nicht einmal im Traum zu denken wagte . . .

GLOSSEN

LIEBER HERR G. — SIE FRAGEN mich, wie ich die verschiedenen kirchlichen Hirtenworte, Verlautbarungen und Erklärungen zur Friedensfrage einschätze — ihre Grundtöne, ihre Widersprüche, ihre nationalen (um nicht zu sagen geostrategischen) Nuancen. Nun, das ist ein weites Feld. Ich gestehe, daß mir zum genauen Lesen und Verarbeiten der mittlerweile Legion gewordenen Äußerungen schon die nötige Zeit fehlt; ich habe mich daher im wesentlichen auf die theologisch wie poli-

tisch besonders interessanten und aussagekräftigen Dokumente der Amerikaner und der Deutschen beschränkt. Und da scheinen mir, entgegen dem ersten Eindruck, die Gemeinsamkeiten durchaus zu überwiegen. Freilich, gerade darin, im fast schon selbstverständlich Gemeinsamen, stecken die Probleme.

Einmal gehen fast alle kirchlichen Äußerungen zur Friedensfrage heute von einem »weiteren Friedensbegriff« aus. Man tastet sich dabei bald an theologischen Geländern entlang (Frie-